

Rainer Schlundt



Wenn Steine reden könnten...

Das Schucksche Haus in Obermoschel

Sonderdruck Donnersberg-Jahrbuch 2004

Wenn Steine reden könnten...

Das Schucksche Haus in Obermoschel

Rainer Schlundt

Mein Leben wollen Sie hören? Sie sind dann also auch einer der wenigen, die wissen, dass die Steine reden können? Und Sie wollen mir wirklich zuhören, mich auch ausreden lassen? Nun gut, dann hören Sie zu.



Schucksches Haus: Ansicht von Südwesten (April 1989)

Über meiner Tür steht die Jahreszahl 1583, das war also ziemlich genau vor 420 Jahren! 14 Generationen haben mich gesehen, oder besser: ich sie. Sie können dieses Datum eigentlich als meinen Tauftermin bezeichnen. Aber es ging ja in Wirklichkeit viel früher los. Vor über 500 Jahren war es mit der Ruhe hier in Obermoschel vorbei. Da kam ein fürchterlicher Rummel auf, es zogen Männer und Frauen aus aller Herren Länder hierher, um im Selberg, Landsberg und Stahlberg nach Silber und Quecksilber zu schürfen. Mit einem Schlag waren wir berühmt in Deutschland, ach was, in Europa. Denn unser Quecksilber gehörte als einziges in Europa nicht den mächtigen Kaisern und Königen aus dem Hause Habsburg. Entsprechend wertvoll war dieses Erz für alle anderen, besonders für die Herzöge von Pfalz-Zweibrücken. Nun gut, es

waren nicht alles brave Arbeiter, die da kamen. Das „Berggeschrei“ lockte Gesindel an, Glückssucher, Taugenichtse aus aller Herren Länder. So ein Boom hat eben auch Schattenseiten. Aber es kamen auch die „Stars“ der Szene, wie *Johann Thein*, geboren in Prag, nun in Diensten der europäischen Metropole des Metallhandels, in Nürnberg. Er war der unbestrittene Fachmann für den Bergbau, seine Reputation lockte reiche Geld-

geber – „Gewerken“ – aus ganz Deutschland an. Und so blieb in Obermoschel Geld, viel Geld sogar. Reichtum macht stolz und unabhängig, nun konnte und wollte man dies auch öffentlich zeigen: Ein neues Rathaus am Marktplatz, ein großes Hospital gegenüber, prächtige Häuser und Höfe in der Friedrichstraße.

Und nun zu mir:

Ein reicher Gewerke ging daran, sich inmitten der Stadt ein Haus zu bauen, seinen Reichtum zu präsentieren, seine Herkunft zu dokumentieren und allen zu zeigen, womit er sein Geld verdient hatte. Die Zeichen seines Berufes, seiner Würde und Stellung ließ er stolz an der Fassade anbringen: Geschnittze Köpfe – vielleicht seine Porträts? – mit den Insignien der bergbaulichen Hierarchie, vom Bergmeister mit dem runden bis zum Berg-



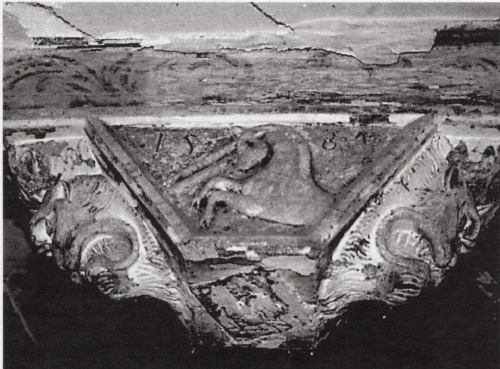
Figürliche Konsolen des Schnitzwerks unter den Fachwerkfenstern

hauptmann mit dem hohen Hut. Und eine Fratze sollte alle die bösen, vielleicht neidischen Gedanken der Passanten abschrecken und Gefahr und Unglück im Bergwerk bannen. So läuft an diesem Platz die größte Geschichte der Stadt zusammen, sie bündelt sich in mir. Das ist wörtlich zu nehmen; mein Erbauer wählte bewusst den Bauplatz an dieser Stelle aus. Fast in gleichem Abstand zum Marktplatz, dem öffentlichen Zentrum, und dem mächtigen Untertor, im Rücken die Kirche und die Amtsgebäude auf dem „Hewwel“, hatte sich nun alles hierher verlagert, wurde die Untergasse mit mir als Mittelpunkt zur wichtigen Achse und Lebensader der Stadt. So lege ich Zeugnis ab für eine Stadt, die stolz auf ihre Leistung und offen war für viele fremde Einflüsse, die reich geworden war durch eigene Arbeit und „Gottes Gabe“, das Erz. Und alle Generationen, die seitdem an mir vorbeigingen, spürten den Stolz meines Erbauers. Sie konnten sich ebenso stolz als eine Gemeinschaft fühlen und sich dank einer großen Geschichte als selbstbewusste Bürgerschaft verstehen. Kein Wunder, dass sie sich sogar ein eigenes Recht schufen! Welche andere kleine Stadt hatte das schon, ein eigenes Recht, niedergeschrieben in kostbaren Folianten! Wir, ich darf das schon so sagen, fühlten uns fast als eine Republik. Sie meinen, das wäre doch übertrieben? Ich glaube nicht. Denn alle Bürger verstanden die städtischen Angelegenheiten als ihre eigene Sache; die Stadt, ihre Nöte und Sorgen, waren die öffentliche Sache aller. Damals hätte keiner der Stadtväter eine Sitzung des Rates versäumt!

Zugegeben, die folgenden Jahre waren nicht eben rosig. Aber wie sollte das auch sein in einem 30-jährigen Krieg, der ganz Deutschland verheerte. Ich allerdings überstand diese Jahre besser als die Landsburg, und im 18. Jahrhundert konnte ein reicher Bürger mich

erwerben und modernisieren. Und er legte den Grundstein zu dem Bau, der heute noch alle Besucher mit seinem Zauber umfängt. Kommen Sie herein, treten Sie ein:

In einem wunderschönen Treppenturm gelangen Sie in meinen 1. Stock. Und hier verschlägt es Ihnen doch den Atem! Hätten Sie das wirklich erwartet in einer Stadt, in der Bauern und Handwerker wohnten? Ein großer Salon, mit wunderschönen Stuckdecken, mit herrlichen Türen und gewaltigen Schlössern, beste Zeugnisse einer vergangenen Handwerkskunst. Und der Kamin mit dem Einhorn, dem seltenen Symbol von Anstand und Moral gefällt Ihnen besonders? Dann kommen Sie doch einmal im Herbst oder Winter wieder, wo sanftes Licht oder prasselndes Feuer eine Behaglichkeit verbreiten, die in der Hektik der Gegenwart völlig verloren gegangen ist. Sie können sich natürlich auch im Nebenraum, der ja nicht minder schön ist, aufhalten und alte, kostbare Bücher lesen. Aber wenn Sie lieber im Sommer kommen möchten, biete ich Ihnen meinen Innenhof an. Zugegeben, die Idee stammt nicht gerade aus der Nordpfalz; für solche Höfe hatten Bauernhäuser keinen Platz. Aber mein gegenwärtiger Besitzer hatte diese Idee aus Italien mitgebracht und diesen Innenhof als Teil des gesamten Hauses gestaltet, in dem die Hitze der Sommer erträglich wurde. Sie hätten damals die hohen Rosen, Blumen und den Flieder, die Weinreben, die sich über die gesamte hintere Mauer zogen, den kleinen Pavillon in der linken Ecke und den kleinen Brunnen mit den steinernen Ruhebänken sehen sollen! Wenn an lauen Sommerabenden Gäste eingeladen wurden und dort – natürlich bei einem Glas einheimischen Weines – leiser Musik lauschten, dann fühlte auch ich mich im Einklang mit der Welt, genau wie meine Besitzer und Besucher.



Geschnitztes Sattelholz mit Einhorn

Der Wein übrigens ging niemals aus, dazu habe ich noch heute einen großen Weinkeller, der direkt vom Hof aus zu erreichen war. Übrigens, dieser Keller ist ebenfalls ein Schmuckstück, eine Besonderheit. Von der Straße aus zu begehen, man musste also nicht durch das Haus. Und die Kellertür hat die Form eines Fasses, und nicht eines kleinen! Auf dem gestampften Fußboden wurden die Fässer gelagert, und ihr Inhalt wurde mit jedem Jahr herrlicher. Und jedes Jahr zweimal luden meine Herrschaften Gäste ein, zur

„Weinprobe“, wie man heute wohl sagt. Aber damals waren das keine Proben, nein! Es waren Ehrungen. Die Genießer zollten dem Wein und seiner Herkunft Respekt. Sie spendeten Lob dem kenntnisreichen Winzer und seiner gelungenen Arbeit; sie feierten sich selbst, indem sie der Landschaft, ihrem Wein und all ihren Menschen die Ehre erwiesen, die ihnen gebührte. Lag es da nicht auf der Hand, sich in einer hochwohllöblichen Weinbruderschaft zu verbinden? So repräsentierten wir eine lebensbejahende Kultur, ich, das Haus, die Stadt, in deren Mittelpunkt ich nicht ohne Absicht erbaut worden war, und die Landschaft, in der die Stadt lag. Vor allem aber verkörperte ich die

Menschen dieser Stadt, die stolz auf mich waren und es sein konnten, weil sie durch mich alles das den Fremden zeigen und sich selbst immer wieder vergewissern konnten, was sie selbst ausgemacht und selbstbewusst gemacht hatte: Der Stolz auf hohe Leistungen nach harter getaner Arbeit, Wissen um die Berechtigung dieser Arbeit, Offenheit fremden Menschen und Kulturen gegenüber und Freude am Leben. Ich gebe gerne zu, dass ich diese Mentalität, das Lebensgefühl dieser Jahrzehnte genossen habe und noch heute davon träume.

Und als das letzte Jahrhundert anfang, das 20. und mein 5., da schien es ja wirklich in diesem Sinne weiterzugehen. Es wurden prächtige Häuser gebaut, Amtsgericht, Finanzamt, das Notariat *Weil*. Doch bald kamen schlechtere Zeiten. Ich wurde zu klein, zu unmodern, und diente lange Jahre als Sozialstation, nur zwei Menschen fanden Aufnahme in mir. Mein wunderbares Fachwerk war schon lange versteckt worden – sie sagten höhnisch „verputzen“ dazu -, die Fenster waren blind geworden. Aber dies sollte noch lange nicht alles sein: Verschenken wollte mich die Stadt, verkaufen für eine Mark an jeden, der mich hätte haben wollen. Gut, es waren härtere Zeiten, die Stadt hatte nicht mehr so viel Geld. Aber mich abschieben, vielleicht sogar abreißen! Sagen Sie selbst, war das nicht undankbar? Ja, ich weiß, der Prophet gilt nichts im eigenen Land. Und deshalb mussten immer wieder Fremde auf mich aufmerksam machen, die mich nicht vergessen wollten. Und einige wenige Menschen gab es noch in dieser Stadt, die sich erinnerten, die ihre Geschichte nicht aufgeben wollten, die wussten, dass erst eine gemeinsame Geschichte die Gegenwart und die Zukunft garantieren. Und so denken sie zur Zeit über mich nach. Um mich erst einmal wieder vorzeigbar zu machen, haben sie mich extra herausgeputzt: neues Dach, einige Zimmer im Erdgeschoss restauriert, sie haben mich genau untersucht, meine kleinen Geheimnisse entdeckt, die ich lange Jahrzehnte unter dem Putz verborgen hatte. Und so kam es, dass ich heute ganz gut dastehe, ein prächtiges Bild abgebe. Aber ich will nicht nur so rumstehen, ich muss eine Aufgabe haben, ich will nicht abgeschoben werden auf ein Abstellgleis oder verschrottet werden wie das „Bawettche“, das ich so gut gekannt habe. Und so flüstere ich jedem Passanten zu, so sage ich es jedem Besucher ins Ohr, so schreibe ich es jedem Verantwortlichen ins Stammbuch, so rede ich jedem Stadtrat und jedem Bürgermeister immer wieder ins Gewissen: Erweckt mich zum Leben! Lebt wieder mit mir, so wie ich Jahrhunderte mit Euch gelebt habe. Lasst uns den Fremden und den Jungen, die mich nicht kennen, zeigen, was in Euch und mir steckt!

Laden wir sie ein! Lasst uns musizieren im Blauen Salon im Obergeschoss, wo uns eine wunderschöne Decke beschirmt und das Einhorn auf dem Kamin uns anregt und beschützt. Oder wären Lesungen hier nicht ebenso angebracht? Das ganze Haus atmet eine Würde aus, die kein Haus in Obermoschel je erreicht. Hier sollten Empfänge der Stadt stattfinden, hier sollte das „Goldene Buch“ der Stadt ausliegen, hier sollten Fremde spüren, was unsere Stadt einmal war und wieder werden wird. Wenn wir dann die prachtvollen Siegel an den städtischen Urkunden oder die goldenen Bücher der Stadtrechte zeigen, dann – bei meinem Wort – werden sie staunen und mich und Euch bewundern. Und sie werden Euch anerkennen, weil Ihr frühere Generationen als Teil Eures Lebens versteht. Wäre das nicht aller Mühen wert?

In meinen Innenhof, den wir wieder so herrichten müssten wie früher, laden wir Gäste zu Ausstellungen und Gesprächen, Plaudereien bei Wein, gutem Essen und herzhaftem



Zustand des Hauses vor 1985

einbeziehen, warum nicht auch sie restaurieren und nutzen? Ich höre Euch schon wieder jammern: Wir haben kein Geld. Ich weiß. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg und ein auswärtiger Geldgeber.

Und die unteren Räume? Natürlich wären hier Ausstellungen möglich, vielleicht mit wechselnden Themen. Und alle meine Räume, der Innenhof und der Keller, die Richard-Müller-Stube und die angrenzenden Häuser würden zu dem Kulturzentrum der Stadt Obermoschel und der gesamten Nordpfalz. Damit werde ich am Leben erhalten und an heutige und zukünftige Generationen das weitergeben, ohne das keine Gemeinschaft frei leben kann: Geschichte, Traditionen und Kultur als unbezahlbare Kräfte. Sie mögen schwierig erscheinen, weil sie verpflichten. Doch sie sind als einzige weltliche Kraft in der Lage, die Güte der Gegenwart und damit die Qualität des Lebens zu bestimmen. Denn, wie Ihr wisst, der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er muss wissen, woher er kommt, um entscheiden zu können, wohin er gehen will. Zugestanden, heute geht alles rasant zu. Aber ich, das alte Schucksche Haus, lade alle zum Verweilen ein, zum kurzen Nachdenken und Innehalten. Ich lade Euch alle ein, meinen uralten Steinen zu lauschen, die Euch großartige Geschichte(n) erzählen, verzaubernden Kulturen ein Zuhause geben und den Moschlern und ihren Nachbarn und Gästen das geben können, was sie in dieser hektischen Zeit, die Euch namenlos zu machen droht, mehr brauchen als viel Geld in der Tasche: Stolz Identität und beruhigendes Wissen um die eigene Geschichte. Die Steine, aus denen ich erbaut bin, erzählen es seit Hunderten von Jahren jedem, der sehen kann und hören will.

Hört nur zu!

Brot. Und erst mein Weinkeller! Wie wohl würden sich Gäste hier fühlen. Hier, bei einigen alten Fäsern und Bildern der Stadt, hier Wein zu kosten und einander Geschichten erzählen, zu „maien“, wie Ihr früher gesagt habt. Und mal ehrlich, fehlen sie Euch denn wirklich nicht, diese sonderbar witzigen und gleichzeitig weisen Geschichtchen? Und wie gerne würden die Weingüter und Restaurants der Stadt in diesem Ambiente ihre Gäste verwöhnen. Sogar *Richard Müller*, mit dem ich seit kurzem in engerem Kontakt stehe, der direkt über mir ein Zuhause gefunden hat, könnte hier seine Verse und Geschichten wieder erklingen lassen. Wie würde da Geschichte zur lebendigen Gegenwart! Und warum sollten wir die umstehenden Häuser nicht mit